

STEFAN MÜLLER

Reflexionen über Dialektik

Argumente für eine Neubelebung der Diskussion

Bis heute ist die Frage »Was ist Dialektik?« ungeklärt, und dies ist auch nicht weiter verwunderlich. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass das Projekt der Dialektik seit knapp 2 500 Jahren in der Geschichte der Philosophie¹ diskutiert wird, und wenn man sich in Erinnerung ruft, dass es so etwas wie eine »idealistische Dialektik« und eine »materialistische Dialektik« gibt, merkt man recht schnell, dass es sich um ein äußerst umstrittenes Projekt handelt. Von daher kann man mit allem Recht behaupten: *Die Dialektik gibt es nicht!* Allerdings – und das soll im Folgenden versucht werden – können Angaben über die Art und Weise, die Syntax und Semantik einer dialektischen Argumentation gemacht werden. Damit könnte nicht zuletzt zwischen dialektischen und nicht-dialektischen Verfahrensweisen unterschieden werden.

Stefan Müller – Jg. 1975. Soziologe, Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Letzte Veröffentlichungen: Die (mindestens) acht Probleme der Dialektik, in: Grit Jilek (Hg.): Von Honig und Hochschulen. Berlin 2007; Dialektik und Methode – ein kleiner Blick auf eine große Diskussion, in: Ulrike Freikamp (Hrsg.): Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. Berlin 2008.

Eine vorläufige und abstrakte Bestimmung, die im Weiteren noch erklärt wird und die vor allem viele Probleme beinhaltet, könnte lauten: Dialektik versucht, widersprüchliche Verhältnisse, Momente und Bestimmungen in einer Einheit zu denken und einheitliche Momente in (scheinbar) widersprüchlichen Konstellationen darzustellen. Damit wird das Problem aber nicht gelöst, im Gegenteil: Wie sollen sich widersprechende Momente zusammen gedacht werden, wie können sie in einer Einheit zusammengebracht werden, wenn sie sich doch widersprechen? Das ist das Hauptproblem einer jeden dialektischen Theorie.

Das Grundproblem der Dialektik besteht demnach darin, dass eine dialektische Theorie in einer bestimmten Art und Weise gegen die »übliche« Logik, das heißt die formale zweiwertige aristotelische Logik verstößt. Bis heute kann das Hauptproblem der Dialektik unter die Frage: Was unterscheidet eine dialektische Logik von der »normalen« Logik, die im Kern auf Aristoteles zurückzuführen ist, subsumiert werden. Dieser Frage werde ich im Folgenden genauer nachgehen und versuchen, einen Einblick in die darin verborgene Problematik zu geben und eine Lösungsmöglichkeit aufzuzeigen.

Eine sozialwissenschaftlich relevante Dialektik muss sich an der großen idealistisch-dialektischen Konzeption Hegels orientieren. Es versteht sich von selbst, dass im Folgenden nicht in aller Kürze der »ganze Hegel« dargestellt und erklärt werden kann. Eher geht es mir darum, ausschnitthaft an einem Beispiel, genauer: an einem Hegel-Zitat, das Problem einer dialektischen Argumentation im Gegensatz zu einer nicht-dialektischen genauer zu betrachten. Es wird also erst einmal um die *Form* der Argumentation gehen, bevor in einem

1 Vgl. zur Geschichte, Bedeutung und Begriff der Dialektik: Joachim Ritter: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 4. Stichwort: Dialektik (S.164 – 226). Darmstadt. 1976.

zweiten Schritt inhaltliche Fragen an einem Beispiel betrachtet werden können. Mit dem Beispiel einer dialektischen Argumentationsfigur bei Theodor W. Adorno, wie er sie im Begriff der Ideologie vorlegt, kann dann genauer die Relevanz einer dialektischen Argumentation in den Sozialwissenschaften diskutiert werden.

Was ist Dialektik?

Zunächst aber zur Ausgangsfrage: Was ist Dialektik? Hegel gibt beispielsweise in den Nürnberger Schriften² Auskunft darüber, was die »gewöhnliche Dialektik« von der »reineren« unterscheidet: »Die Vernunft ist *negative* oder *dialektische*, indem sie das Übergehen einer Verstandesbestimmung des Seins in ihre entgegengesetzte aufzeigt. Gewöhnlich erscheint das Dialektische so, daß von einem Subjekt zwei entgegen-gesetzte Prädikate behauptet werden. Das reinere Dialektische besteht darin, daß von einem Prädikat eine Verstandesbestimmung aufgezeigt wird, wie sie *an ihr selbst* ebenso sehr das *Entgegengesetzte ihrer selbst* ist, sie sich also in sich aufhebt.« (Hegel 1808, WW 4, S. 56, Hervor. im Orig.)

Gelinde gesagt: Das Zitat ist erklärungsbedürftig! Abgesehen von der Hegelschen Sprache, dem Duktus, gibt Hegel eine Definition seines Begriffes der Dialektik. Er unterscheidet einen »gewöhnlichen Begriff« und einen »reineren« der Dialektik. Den gewöhnlichen Begriff der Dialektik definiert Hegel so, dass von einem Subjekt zwei entgegengesetzte Prädikate behauptet werden. An einem Beispiel lässt sich dies sehr gut illustrieren: Nehmen wir die Behauptung 1: Die Rose ist rot und gleichzeitig die Behauptung 2: Die Rose ist nicht-rot. Es wird sofort einsichtig, dass entweder die eine oder die andere Behauptung richtig ist. Beides zusammen geht nicht – zumindest nicht, wenn eine vernünftige, sinnvolle und richtige, kurz: eine wahre Aussage getroffen werden soll. Die Rose ist entweder rot oder nicht-rot – für Dialektiker auch?

Hegel grenzt von diesem gewöhnlichem Dialektik-Begriff die reinere Dialektik ab: Die reinere Dialektik kennzeichnet er so, dass »von einem Prädikat eine Verstandesbestimmung aufgezeigt wird, wie sie an ihr selbst ebenso sehr das Entgegengesetzte ihrer selbst ist, sie sich also in sich aufhebt.« Das soll also die Hegelsche Definition der Dialektik sein. Wie soll ein Verhältnis ebenso sehr das Entgegengesetzte seiner selbst sein? Damit sind wir beim Kernproblem jeder dialektischen Theorie. An dieser Stelle ist es gleichgültig, ob es sich um eine idealistische oder eine materialistische Dialektik handelt – auf die Widerspruchsproblematik stößt jede dialektische Theorie. Der Widerspruchsbegriff, der der gewöhnlichen Dialektikvorstellung, wie sie Hegel in dem Zitat anführt, zugrunde liegt, ist uns unmittelbar zugänglich und auch leicht verständlich: Entweder ist etwas A oder Nicht-A. Es regnet oder es regnet nicht. Die Rose ist entweder rot oder nicht-rot. Eine dialektische Theorie muss demnach mit einem anderen Widerspruchsbegriff operieren. Das erfordert einen Widerspruchsbegriff, der nicht ausschließlich auf einer »entweder-oder« Ebene verbleibt. Das ist genau das Hauptproblem der Dialektik.

Dieter Wandschneider hat ausgezeichnete Untersuchungen zu diesem Problem vorgelegt und bringt es eindrucksvoll auf den Punkt:

2 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke in zwanzig Bänden. Band 4: Nürnberger und Heidelberger Schriften 1808-1817. Frankfurt/M. 1970.

»Was bei Hegel und im Grunde bis heute fehlt, ist also eine Theorie der Dialektik – ›Theorie‹ natürlich nicht in der Form eines Verfahrens-schemas, das mechanisch applizierbar wäre, sondern im Sinn der dialektischer Argumentation zugrundeliegenden Logik.« (Wandschneider 1997, S. 2) Diese Feststellung bildet im Folgenden das Erkenntnisinteresse: Was sind die syntaktischen Minimalanforderungen an eine Theorie der Dialektik? »Was läßt sich bezüglich Eigenart, Berechtigung und Funktion des sogenannten ›dialektischen Widerspruch‹ sagen? Welches sind die dialektischer Argumentation zugrundeliegenden Prinzipien? Oder auch: Gibt es eine verbindliche Figur dialektischer Begründung oder verschiedener Formen derselben?« (Ebenda, S. 1)

Wandschneider hat dazu zwei Arbeiten vorgelegt, auf die ich mich in erster Linie stütze.³ Die »Lösung« der Widerspruchsproblematik, die ich im Folgenden präsentieren möchte, geht entscheidend auf diese Arbeiten zurück. Ebenso maßgebend und nicht minder entscheidend sind darüber hinaus auch die Untersuchungen von Thomas Kesselring, der in seiner erstmals 1984 veröffentlichten Arbeit die Struktur der Hegelschen Argumentation genauer untersucht und die Hegelsche Dialektik im Kern auf die Form der strikten Antinomie zurückführt.⁴ Das ist auch schon die Antwort auf die Frage, welcher Widerspruchsbegriff einer dialektischen Theorie (immer im Blick auf Hegel!) zugrunde liegt: eine strikte Antinomie. Was das genau ist, wie diese strukturiert sein muss, stellen eindrucksvoll Heiko Knoll und Jürgen Ritsert in ihrer genaueren Analyse strikter Antinomien heraus.⁵ Diese Arbeit umfasst die beiden vorhergehenden und bietet insbesondere aus der Perspektive der älteren Kritischen Theorie einen ausgezeichneten Überblick über die Problematik dialektischer Theoriebildung.

Kritik der Dialektik

Dass die Problematik einer dialektischen Theorie in erster Linie mit dem zugrunde liegenden Begriff des Widerspruchs zu tun hat, erkennen nicht nur selbsternannte Dialektiker wie Hegel, sondern vor allem auch seine größten Kritiker. Eine bis heute nachwirkende Kritik der Dialektik – und wie ich sagen würde, auch äußerst ernstzunehmende Kritik, die leider nicht selten im Handstreich erledigt wird – bildet die Kritik von Karl Raimund Popper aus dem berühmten Aufsatz »Was ist Dialektik?«, erstmals 1949 erschienen. Popper zeigt darin in aller Deutlichkeit auf, was passiert, wenn wir Widersprüche zulassen, wenn wir also gleichzeitig zwei unterschiedlichen Beschreibungen ein- und derselben Sache behaupten. »Es kann nicht deutlich genug betont werden, daß Widersprüche sofort jede Art von Fruchtbarkeit verlieren müssen, sobald wir diese Attitüde ändern und uns entschließen, Widersprüche zu dulden; sie würden dann keinen Fortschritt des Denkens mehr hervorbringen. Denn wenn wir bereit wären, Widersprüche zu dulden, könnte ihre Offenlegung in unseren Theorien uns nicht mehr veranlassen, diese zu ändern. Mit anderen Worten: Alle Kritik (die in der Herausstellung von Widersprüchen besteht) würde ihre Kraft verlieren. (...) Dies aber würde bedeuten, daß die Kritik und damit jeder Fortschritt des Denkens zum Stillstand kommen müßte, falls wir bereit wären, Widersprüche zu dulden.« (Popper [1949] 1965, S. 267)

3 Dieter Wandschneider: Grundzüge einer Theorie der Dialektik, Stuttgart 1995; Das Problem der Dialektik. Bonn 1997.

4 Thomas Kesselring: Die Produktivität der Antinomie. Hegels Dialektik im Lichte der genetischen Erkenntnistheorie und der formalen Logik, Frankfurt/M. 1984.

5 Heiko Knoll, Jürgen Ritsert: Das Prinzip der Dialektik. Studien über strikte Antinomie und Kritische Theorie, Münster 2006.

6 Karl R. Popper: Was ist Dialektik?, in: Ernst Topitsch (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften, Köln, Berlin 1965.

Der interessante Punkt, auf den Popper völlig zu Recht hinweist, ist aus sozialwissenschaftlicher Perspektive an dieser Stelle, dass Kritik, d. h. Gesellschaftskritik hinfällig wird, wenn wir Widersprüche zulassen. Wenn beispielsweise Herrschaft einmal als legitim, im anderen Falle als nicht legitim oder gar repressiv beurteilt wird, haben beide Aussagen den gleichen Anspruch auf Wahrheit – wenn wir bereit sind, Widersprüche zuzulassen. Alles bekommt den gleichen Wahrheitsanspruch und damit ist keine Kritik mehr möglich. Das stellt einen nicht zu unterschätzenden Einwand des kritischen Rationalisten Popper dar, insbesondere wenn eine gesellschaftskritische und damit reflexive Sozialwissenschaft präferiert werden soll.

Obwohl Poppers Aufsatz schon lange als Standardkritik der Dialektik im Umlauf ist, hat er seine Wirkmächtigkeit keinesfalls verloren. Die Argumentation ist auch bestechend und logisch! Barbara Kuchler hat diese Kritik vor kurzem noch mal zusammengefasst⁷: »Die Dialektik entspricht (...) nicht den Anforderungen an strenge Wissenschaft (...) Auch noch in anderen Hinsichten verstößt die Dialektik gegen die Regeln guten wissenschaftlichen Benehmens: Sie kann mit einer strikten Subjekt-Objekt-Trennung nichts anfangen; sie formuliert keine Hypothesen, die empirisch verifiziert oder falsifiziert werden könnten; sie hält sich nicht an das Gebot der Widerspruchsfreiheit; sie gibt nicht an, wie ihre zentralen Kategorien zu operationalisieren seien; und sie operiert überhaupt in jeder Hinsicht auf einem hoffnungslos vorwissenschaftlichen Niveau.« (Ebenda, S. 18)

Kuchler, in Anlehnung an Popper, mobilisiert das ganze Arsenal, das gemeinhin gegen eine dialektische Theorie zur Verfügung steht. Auch wenn es ihr in ihrer Untersuchung nicht gelingt, auch nur eine der genannten Kritiken sachhaltig (etwa aus der Theorie Hegels oder gar Adornos) darzulegen, kann dennoch festgehalten werden, dass gerade in der Tradition Poppers die scheinbare Verletzung des (aristotelischen) Gebots der Widerspruchsfreiheit das Hauptproblem einer dialektischen Argumentation bildet. An dieser Stelle liegt der Springpunkt einer (jeden!) dialektischen Theorie verborgen: Wie ist das Verhältnis einer »dialektischen Logik« zur klassischen zweiwertigen Logik? Anders ausgedrückt: Kann man Poppers Kritik ernst nehmen, und einerseits darauf verweisen, dass Widersprüche, wenn sie erst einmal zugelassen sind, unweigerlich dazu führen müssen, dass die Theorie und damit die Kritik unsinnig wird, und andererseits aber gleichzeitig auf einer dialektischen Gesellschaftstheorie beharren?

Dazu muss man die klassische aristotelische Logik genauer betrachten. Aristoteles hat die Bedingungen vernünftiger und sinnvoller Rede untersucht und die Bedingungen angegeben, die erfüllt sein müssen, um überhaupt zu wahren, sinnvollen und richtigen Aussagen kommen zu können. Diese sind in den drei aristotelischen Axiomen fixiert: der Satz der Identität (Eine Rose ist eine Rose und kein Pferd); der Satz vom Widerspruch (es geht nicht, dass die Rose rot und nicht-rot gleichzeitig ist) und der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (entweder rot oder nicht-rot). Aristoteles fasst diese Axiome in einer deutlichen und nachvollziehbaren Formulierung zusammen: »(a) der Satz des Widerspruchs ist das sicherste Prinzip. (b) Es ist

7 Barbara Kuchler: Was ist in der Soziologie aus der Dialektik geworden? Münster 2005. Ihrer These vom Verschwinden der Dialektik aus den Sozialwissenschaften kann man empirisch selbstverständlich zustimmen. Ihre gesinnungsethische Bewertung, das Verschwinden der Dialektik ausdrücklich zu begrüßen, kann man nur nachvollziehen, wenn man den Dialektik-Begriff zugrunde legt, den sie selbst entwirft. Würde Dialektik ausschließlich in den Bedingungen und den Möglichkeiten bestehen, die Kuchler beschreibt, könnte man tatsächlich froh sein, dass Dialektik als Erklärungsmuster aus den Sozialwissenschaften verschwunden ist. Im Folgenden geht es mir nicht zuletzt auch darum, die Problembearbeitungsmöglichkeiten, die mit einer dialektischen Theorie verbunden sind, offen zu legen. Diese unterscheiden sich grundlegend und grundsätzlich von Kuchler.

unmöglich, anzunehmen, daß dasselbe zugleich ist und nicht ist. (...) Dieses Prinzip ist zugleich Prinzip der anderen Axiome.« (Aris-toteles, *Metaphysik* 1005 a)

Das sind bis heute und aus guten Gründen die Eckpfeiler jeder vernünftigen Aussage, die einen Anspruch auf Wahrheit erhebt. Somit hat die klassische formale aristotelische Logik die Bedingungen für wahre und sinnvolle Aussagen in einer bis heute nachwirkenden Weise formuliert. Eine dialektische Logik stellt diese in Frage. Wie, das ist die bis heute ebenso umstrittene wie auch schwierige Frage.

Aristotelische und »dialektische« Logik

Um die Verhältnisbestimmung zwischen aristotelischer und dialektischer Logik genauer zu betrachten und vor allem die unterschiedliche Art und Weise des Begriffs des Widerspruchs nachzuvollziehen, ist die Suche nach »Einbruchsmöglichkeiten« in die aristotelische Logik hilfreich. An einem Beispiel kann man das Problem eindrücklich aufzeigen: Am sogenannten Lügnerparadoxon, an der Lügnerantinomie. Die Lügnerantinomie wird in der Geschichte der Philosophie bzw. der Logik seit der Antike diskutiert. Das klassische Beispiel für diese Art von Frage lautete: »Ein Kreter sagt: Alle Kreter lügen.« Ist dieser Satz gelogen oder ist dieser Satz nicht gelogen, also wahr? Verschärft (weil universalisiert) wird der Kreter-Satz durch die Lügnerantinomie, wie sie hier angegeben ist: »*Dieser Satz ist gelogen!*«. Vorausgesetzt ist hierbei, dass wir nichts über den Sprechort wissen. Wird ausschließlich versucht, die Aussage »Dieser Satz ist gelogen« nachzuvollziehen, entsteht recht schnell ein handfestes Problem. Nach der klassischen Logik gibt es exakt zwei Antwortmöglichkeiten: Erstens, die Annahme, dass dieser Satz richtig ist. Wenn nun dieser Satz richtig ist, sagt er aber inhaltlich aus, dass er gelogen ist! Das bedeutet: Wenn ich davon ausgehe, dass der Satz richtig ist, muss ich mit derselben Notwendigkeit und derselben logisch-stichfesten Schlussfolgerung darauf schließen, dass er falsch ist – weil er eben inhaltlich selbst sagt, dass er falsch ist. Umgekehrt entsteht genau dasselbe Problem: Wenn ich annehme, dass die inhaltliche Aussage richtig ist und der Satz damit falsch ist, also gelogen ist, bekommt der Satz den logischen Status »wahr« zu sein. Es geht nicht darum, die Lügnerantinomie zu lösen; abgesehen davon, dass mit den herkömmlichen logischen Mitteln, die uns gemeinhin und Umgangssprachlich zur Verfügung stehen, keine Lösungsmöglichkeit gegeben ist. Es geht an dieser Stelle ausschließlich darum, dass es durchaus Verhältnisse geben kann, in denen die klassische formale Logik (zunächst) nicht greift.

Die These lautet dementsprechend: Die Struktur, die Form der Argumentation, die Syntax, die in der Lügnerantinomie verborgen liegt, ist dieselbe, die der Hegelschen Dialektik zugrunde liegt und auch der negativen Dialektik Adornos. Um Missverständnissen gleich und rechtzeitig vorzubeugen: Es handelt sich auf dieser Ebene zunächst um die Form, die Syntax einer dialektischen Argumentation, um damit der ernstzunehmenden Kritik wie sie von Seiten der zweiwertigen Logik immer und immer wieder hervorgebracht wird, entgegenzutreten zu können. Auf einer inhaltlichen Ebene, die selbstverständlich von der formalen nicht getrennt werden kann,

liegen eindeutig Welten zwischen den ausgeführten dialektischen Konzeptionen Hegels und Adornos.

Die These, dass einer dialektischen Argumentation die Struktur einer strikten Antinomie zugrunde liegt *und* diese die Kritik Poppers anerkennt (und gleichzeitig aber darüber hinausgeht), möchte ich noch kurz genauer darstellen. Ritsert und Knoll arbeiten eine Reihe von spezifischen Charakteristika einer strikten Antinomie heraus. Für die folgende Darstellung möchte ich vier dieser Merkmale herausgreifen, die meines Erachtens den Kern einer dialektischen Argumentation ausmachen. In einer genaueren Untersuchung der Lügnerantinomie stellt sich heraus, dass das erste Merkmal als »Selbstbezüglichkeit« bezeichnet werden kann. Soziologisch kann man das auch als »Reflexivität« beschreiben. In den Naturwissenschaften nennt sich dies auch »autologisch«. Ein Ausdruck oder ein Verhältnis bezieht sich demnach auf sich selbst. Das macht bei weitem noch keine gesellschaftstheoretisch relevante Dialektik aus. »Dieser Satz hat fünf Worte« – der Satz bezieht sich auf sich selbst, regt aber niemanden weiter auf (vgl. Knoll/Ritsert 2006, S. 29). Es müssen also noch andere Bedingungen hinzukommen.

Eine weitere notwendige und meines Erachtens die wichtigste (und schwierigste) Bedingung bildet die Selbstbezüglichkeit, die sich negativ auf sich selbst bezieht. Was heißt das? Ein Ausgangsmoment bezieht sich auf sich selbst, aber negiert genau dieses ursprüngliche Ausgangsmoment. Die Hegelsche Negation der Negation taucht hier auf. Ein Verhältnis bezieht sich auf sich selbst (Selbstbezüglichkeit), aber negiert dieses Ausgangsverhältnis! Am Beispiel der Lügnerantinomie kann man dies nachvollziehen: Ein Verhältnis bezieht sich auf sich selbst (»Dieser Satz«) und gleichzeitig wird dieses Verhältnis negiert (»ist gelogen«).

Ein weiteres Merkmal bildet der Gegensatz bei gleichzeitiger Implikation. Wenn ich davon ausgehe, dass der Satz wahr ist, impliziert er, dass er falsch ist. Wenn ich umgekehrt davon ausgehe, dass er richtig ist, ist die Lüge impliziert.

Das letzte Merkmal einer strikten Antinomie, das ich hier anfügen möchte, bildet die Prozesshaftigkeit der ganzen Aussage. Wird die Lügnerantinomie statisch untersucht, so rückt notwendigerweise der jeweils andere Pol in den Hintergrund bzw. gerät erst gar nicht in den Fokus der Analyse. Will man die ganze (widersprüchliche) Aussage begreifen, die in der Lügnerantinomie verborgen ist, muss man versuchen, den ganzen Ausdruck prozesshaft zu erfassen. Wenn dies gelänge, hätte man die (syntaktische) Minimalbedingung, die bei Hegel und Adorno als Dialektik auftaucht, nachvollzogen!

Zusammengefasst kann man die *Form* der strikten Antinomie auch schematisch darstellen und dadurch wird sie auch leichter nachvollziehbar: Ein Ausgangsmoment A (der Satz ist gelogen) steht im strikten Gegensatz zur Negation dieses Ausgangsmomentes, also demnach Nicht-A (dieser Satz ist wahr). Gleichzeitig lässt sich aber, aufgrund des prozesshaften Hin- und Herbewegens zwischen den beiden Möglichkeiten »wahr« und »falsch« nicht eindeutig eine Seite als die definitiv richtige und endgültige auszeichnen. Notwendigerweise muss im Ausgangsmoment A auch anerkannt werden, dass die eigene Negation impliziert ist – das ist die negative Selbst-

bezüglichkeit als Kern der strikten Antinomie und damit der Dialektik. Wenn man sich nun diese Syntax genauer anschaut, wird über alle drei aristotelischen Axiome (in einer gewissen Hinsicht) hinausgegangen – sie werden aber gleichzeitig beachtet!

Wenn man sich noch einmal die eingangs erwähnte Hegelsche Definition des »reineren« Dialektikbegriffes in Erinnerung ruft und Hegels eigene Auskunft über seinen Begriff der Dialektik ernst nimmt, zeigt sich, dass Hegel vor dem Hintergrund eines Widerspruchsbegriffes arbeitet, wie er in der Lügnerantinomie auftaucht. Demnach wird auch die Hegelsche Unterscheidung zwischen einem »gewöhnlichen« Dialektikbegriff und dem »reineren« nachvollziehbarer. Hegel arbeitet (zumindest an dieser Stelle) nicht mit einem Widerspruchsbegriff, wie ihm beispielsweise Popper unterstellte, in dem schlicht und einfach eine Behauptung im Stile der rot und gleichzeitig nicht-roten Rose Gültigkeit haben soll. Hegel definiert das »reinere Dialektische« als das Verhältnis, in dem an einer Bestimmung ebenso sehr die Entgegensetzung dieser Bestimmung aufgezeigt werden kann. Wenn man sich noch einmal die Struktur der strikten Antinomie vergegenwärtigt, lässt sich auch die eingangs gegebene vorläufige Beschreibung einer dialektischen Argumentation im Gegensatz zu einer nicht-dialektischen beschreiben: der Versuch, die Einheit in der Gegensätzlichkeit und die Gegensätzlichkeit in der Einheit nachzuvollziehen.

Bedeutung der Dialektik für die Sozialwissenschaften

Eine dialektische Theorie (zumindest seit Hegel) geht von der Unhintergebarkeit des Subjekt-Objekt Verhältnisses aus. So ist ein angemessenes und reflexives Verstehen der Subjekt-Objekt Konstellation kaum unterhalb der von Engels formulierten Gleichzeitigkeit der Beschränkung und Nicht-Beschränkung unseres Denkens möglich – zumindest nicht, wenn man nicht gravierende Einschränkungen in Kauf nehmen möchte: »Wir haben (einen) Widerspruch (...) zwischen dem notwendig als absolut vorgestellten Charakter des menschlichen Denkens, und seiner Realität in lauter beschränkt denkenden Einzelmenschen, ein Widerspruch, der sich nur im unendlichen Progreß, in der für uns wenigstens praktisch endlosen Aufeinanderfolge der Menschengeschlechter lösen kann. In diesem Sinn ist das menschliche Denken ebenso sehr souverän wie nicht souverän und seine Erkenntnisfähigkeit ebenso sehr unbeschränkt wie beschränkt.« (MEW 20, S. 80) Die Merkmale einer strikten Antinomie als Kern einer sozialwissenschaftlich relevanten Theorie der Dialektik können hier ohne weiteres nachvollzogen werden. Im Gegensatz zu den berühmt-berüchtigten Äußerungen⁸, die bei Engels auch zu finden sind, wäre hier ein produktiverer Ansatz zur schwierigen Frage nach der sogenannten Real-Dialektik zu finden. In einer prozesshaften Reflexion auf die Gleichzeitigkeit von beschränkter und unbeschränkter Erkenntnisfähigkeit, wie sie Engels beschreibt, wäre der Startpunkt einer Unhintergebarkeit des Subjekt-Objekt Verhältnisses anzusetzen. Ein Rückfall auf die eine oder andere Seite verharrt im zweiwertigen dualistischen Denken und erfasst die Möglichkeiten, die in den Sozialwissenschaften unter dem Begriff der Reflexion diskutiert werden, nicht einmal annähernd. Die notwen-

8 »Die Dialektik ist aber weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens.« (MEW 20, S.131 f.).

dige Gleichzeitigkeit kann man als Unhintergebarkeit des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in den Sozialwissenschaften bezeichnen.

Zum Ende möchte ich noch ein Beispiel anführen, das die Relevanz einer vermittlungslogischen dialektischen Argumentation in den Sozialwissenschaften verdeutlicht. Wie über die aristotelische Logik hinausgegangen werden kann, werde ich kurz an Theodor W. Adornos Begriff der Ideologie aufzeigen.⁹ Adorno trifft nicht selten (ähnlich wie Hegel) der Vorwurf, es handle sich um einen schwierigen Denker, zumal etliche Ausführungen seiner Theorie nicht unmittelbar eingängig sind und sich der Alltagssprache (bewusst) entziehen. Deswegen mag es etwas verwunderlich sein, wenn man Adornos klare und deutliche Aussage zum Prinzip der Dialektik betrachtet¹⁰. Dieses Prinzip »besteht darin, daß die beiden einander entgegengesetzten Momente nicht etwa wechselseitig aufeinander verwiesen sind, sondern daß die Analyse eines jeden in sich selbst auf ein ihr Entgegengesetztes als ein Sinnesimplikat verweist. Das könnte man das Prinzip der Dialektik gegenüber einem bloß äußerlich, dualistisch oder disjunktiv, unterscheidenden Denken nennen« (Adorno 1974, S. 141).

Adorno gibt damit kurz und prägnant seine Definition der Dialektik. Wenn man sich die Struktur der strikten Antinomie und den Durchgang durch die Analyse der Lügnerantinomie verdeutlicht, stellen sich erstaunliche und keinesfalls zufällige Übereinstimmungen her. Die These, dass Adorno auf Grundlage der strikten Antinomie argumentiert, dass die Kritische Theorie in der Form der dialektischen Argumentation auf die Hegelsche Dialektik zurückgreift und diese nach der Struktur der strikten Antinomie geordnet ist, wird dann nicht mehr weiter verwunderlich sein.

Nach der Form der strikten Antinomie muss im strikt entgegengesetzten Moment das Ausgangsmoment enthalten sein – ebenso umgekehrt: Im Ausgangsmoment muss das entgegengesetzte Moment impliziert sein und gleichzeitig muss das Ausgangsmoment im (strikten) Gegensatz dazu stehen. Wie kann man sich das am Beispiel »Ideologie« vorstellen? Ideologie im Gegensatz zur Nicht-Ideologie (was soll das sein: Nicht-Ideologie?) und gleichzeitig müsste sich sowohl »nicht-ideologisches« in der Ideologie wieder finden lassen als auch »ideologisches« in der Nicht-Ideologie?

Adorno argumentiert genau so! Er beschreibt »das dialektische Problem der Ideologien: daß diese zwar falsches Bewußtsein, aber doch nicht nur falsch sind. Der Schleier, der notwendig zwischen der Gesellschaft und deren Einsicht in ihr eigenes Wesen liegt, drückt zugleich kraft solcher Notwendigkeit auch dies Wesen selbst aus. Unwahr werden eigentliche Ideologien erst durch ihr Verhältnis zu der bestehenden Wirklichkeit. Sie können »an sich« wahr sein, so wie die Ideen Freiheit, Menschlichkeit, Gerechtigkeit es sind, aber sie gebärden sich, als wären sie bereits realisiert« (Adorno 1956, S. 175).

Die Strukturbestimmungen einer strikten Antinomie können hier ohne weiteres nachvollzogen werden. Nicht zuletzt interessant sind die Beispiele, die Adorno für seinen Begriff der Ideologie heranzieht: Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Das sind gerade aus gesellschaftskritischer Perspektive Beispiele, um sich eine in-

9 Vgl. Theodor W. Adorno: Ideologie, in: Theodor W. Adorno, Walter Sierks (Hrsg.): Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen, Frankfurt/M. 1956.

10 Theodor W. Adorno: Philosophische Terminologie. Band 2., Frankfurt/M. 1974.

nere Vermittlung der »wahren« und »falschen« Momente zu verdeutlichen. Nicht gemeint sind mit dem Ideologie-Begriff Rassismus und Antisemitismus. Dafür hat Adorno andere Kategorien parat, nämlich Ressentiment oder pathische Projektion. Die vermittlungslogische Argumentation Adornos, insbesondere der Anspruch der Wahrheit im (bestehenden) Falschen, macht Adorno nicht gerade zu einem eingängigen Denker. Adornos Anspruch an Ideologiekritik verdeutlicht nochmals nachdrücklich das intrinsische Verhältnis scheinbar sich gegensätzlich ausschließender Momente. Ideologiekritik ist nach Adorno »im Hegelschen Sinn bestimmte Negation, Konfrontation von Geistigem mit seiner Verwirklichung, und hat zur Voraussetzung ebenso die Unterscheidung des Wahren und Unwahren im Urteil wie den Anspruch auf Wahrheit im Kritisierten« (Adorno 1956, S. 168).

Im Verweis auf das Wahre und Unwahre im Urteil zeigt sich die Gleichzeitigkeit von »wahren« und »falschen« Momenten in der Ideologie ebenso wie das unermüdliche Beharren Adornos darauf, dass es eine objektive Wahrheit gibt. Auch dafür hat Adorno eine Kategorie: Das ist die Kategorie der versöhnten Gesellschaft, des Friedens.